

Jörg Kastner

## **Im Schatten des Adlers**

Folge 6 der 12-teiligen Romanserie

*Die Saga der Germanen*

Historischer Roman



## Kapitel 1 – Das Land der Frostriesen

Die Frostriesen brachten einen kalten Winter, und ihre Mäntel, die das Land bedeckten, waren so dick wie schon lange nicht mehr. Die Riesin Hulda, die jeden Morgen die mit Eisfedern gepolsterten Betten der Ihren ausschüttelte, sorgte dafür, dass Löcher in der weißen Decke, die sich über das Land der Germanen zog, gestopft wurden. Dicht und groß fielen die Eisfedern zur Erde, und oft dauerte es bis tief in die Nacht. Das Leben froh ein und mit ihm der Krieg. Viermal hatte Mani den Mond zu- und wieder abnehmen lassen. Die Tage wurden allmählich länger, aber sie wurden nicht wärmer, und das Land lag weiß und still. Es gehörte nicht mehr den Menschen, sondern den Frostriesen.

Die Suppe, die Thidrik mit einer Holzkelle aus dem Bronzekessel über dem Feuer in der Mitte der kleinen Hütte schöpfte, floss dünn wie Wasser in Thorags tönernen Schale. Dann füllte Thidrik die Schalen der anderen Krieger, achtzehn an der Zahl, die in dieser Hütte eng beieinander schliefen und wachten, um sich gegenseitig mit ihrer Körperwärme vor dem Erfrieren zu bewahren. An ihren missmutigen Gesichtern erkannte der Donarfürst, dass auch in ihrer Suppe kaum ein Kraut und kaum ein Fettag schwammen. Einige warfen Thidrik, der das Essen an diesem Morgen bereitet hatte, böse Blicke zu.

„Schaut mich nicht an, als sei ich Loki, der euch einen schlimmen Streich spielen will!“, brummte der bejahrte Cherusker. „Meine Suppe ist auch nicht reichhaltiger als eure. Ihr wisst, dass die Vorräte zur Neige gehen. Wir können froh sein, dass wir noch Holz fürs Feuer haben.“

„Wer kämpfen soll, muss auch essen!“, grunzte Ayko und starrte voller Abscheu in seine Suppenschale. „Das hier kann man kein Essen nennen, allenfalls ein Getränk, aber eins, dem ich auch das bitterste Bier vorziehen würde.“

„Kämpfen?“ Der Kriegerführer Argast lachte abgehackt, und es klang gequält. „Wenn dieser Verräter sich doch nur zum Kampf stellen würde, ich würde ihm zeigen, wie ein Donarsohn die Klinge führt! Aber der Feigling Segestes verschanzt sich hinter den Wällen seiner Burg und vertraut darauf, dass Eis und Schnee eine Erstürmung unmöglich machen.“ Die Züge in Argasts spitzem Gesicht verhärteten sich, die Lippen wurden dünn, und unregelmäßige Zähne, die scharf wie die eines Raubtieres wirkten, traten hervor. „Irgendwann schmelzen die Mäntel der Frostriesen, und dann wird der Sommer das Blut der Stiermänner trinken!“

„Aber nur, wenn wir erfolgreicher sind als vor dem großen Schneefall“, maulte Ayko und schlürfte mit angewidertem Miene seine Suppe.

Mehrere Donarsöhne warfen ihrem Fürsten vorwurfsvolle Blicke zu. Thorag verstand es und nahm es ihnen auch nicht übel. Er führte sie in den Kampf, also trug er auch die Verantwortung über Sieg oder Niederlage. Jeder Fürst und Kriegerführer war nur so viel wert wie sein Kampfheil. Verwandelte es sich nicht in ein Siegheil, würde er über kurz oder lang sein Ansehen und seine Gefolgschaft verlieren.

Cherusker waren keine Römer, die an jedem Neujahrstag ihren Dienst eid bekräftigten und verpflichtet waren, ihr halbes Leben lang dem Legionsadler zu folgen, gleich unter wessen Befehl und mit welchem Kriegsglück. Cherusker waren freie Männer, sie dachten und fühlten jeder für sich, nicht als Teil einer riesigen Kriegsmaschine. Sie zogen mit dem in den Kampf, dessen Heil stark genug war, um auf sie überzugehen. Wen das Heil aber verließ, der wurde auch von seinen Männern verlassen, mochte es ein Kriegerführer, ein Gaufürst oder ein Herzog sein. Alle Anführer übten letztlich nur die Macht aus, die ihnen von den Frilingen gewährt wurde. Das war der Hauptgrund, weshalb es unter den germanischen Stämmen kaum Künige gab, denen eine ähnliche Machtbefugnis wie Augustus oder seinem Nachfolger Tiberius zukam. Marbod im Südosten war eine der wenigen Ausnahmen, und es hieß, er gehe nicht eben zimperlich mit seinen eigenen Männern um.

Thorag wurde schon seit damals, als sie gegen Varus kämpften, das Gefühl nicht los, dass Armin eine ähnliche Stellung anstrebte. Es passte zu dem Cheruskerherzog und seinem brennenden Ehrgeiz. Wohl wollte Segimars Sohn das Beste für sein Volk, wie Thorag ihn kannte und einschätzte, aber der Hirschfürst scheute sich nicht, daraus auch das Beste für sich zu machen. Thorag bezweifelte, dass sein Blutsbruder dieses Ziel jemals erreichen würde. Der Verrat Gerolfs und der des Segestes hatten gezeigt, wie groß die Zwietracht schon im Stamm der Cherusker war. Wenn Armin nicht unter seinen eigenen Leuten für Einigkeit sorgte, würde ihm dies niemals bei allen freien Stämmen gelingen.

Thorag wusste nicht, ob er Armins Machtbestrebungen gutheißen sollte. Gewiss vertrug es sich nicht mit der Ungebundenheit, die jeder freie Germane genoss. Aber vielleicht war eine starke, einende Faust nötig in Zeiten wie diesen, wo die Heimat von einem mächtigen Gegner bedroht wurde, dessen Herrschaft sich fast auf alle bekannten Länder erstreckte. Thorag hatte den Blutsbund mit Armin erneuert, weil die Ziele des Herzogs jetzt auch die des Donarsohnes waren. Segestes' Überfall auf die Adlerburg und der tausendfache Mord an den Marsern, der auch Eibe, Tebbe und Amala das Leben gekostet hatte, ließen gar nichts anderes zu.

Noch immer spürte Thorag die Blicke seiner Männer auf sich. Sie erwarteten, dass ihr Fürst zu ihnen sprach, ihnen Mut machte und einen baldigen Sieg zusicherte. Ja, bestimmt hofften sie auf ermunternde Worte vom Abkömmling des mächtigen Donnergottes.

Aber wie sollte Thorag so etwas versprechen, waren doch alle Angriffe auf die Eisenburg von Segestes, der sich dort mit starken Kräften verschanzt hatte, blutig zurückgeschlagen worden! Nach jedem Angriff waren die Rauchsäulen etlicher Totenfeuer in den Himmel gestiegen, auf der Burg und mehr noch in den umliegenden Tälern, wo Armins und Thorags Krieger lagerten.

Auch Thorags Versuch, erneut durch den Geheimgang in die Burg einzudringen, war gescheitert. Segestes hatte den Gang verschütten lassen, der ihm jetzt, wo er bekannt geworden war, nichts mehr nutzte.

Dann kamen die Frostriesen und unterbanden jeden Kampf. Hirschkrieger und Donarsöhne zogen sich in die Lager zurück, die sie rings um den Eisenberg errichtet hatten. Sie wollten von hier aus einen Durchbruch der Stiermänner verhindern und mögliche Boten des Stierfürsten abfangen.

Immer wieder dachte Thorag daran, dass der doppelte Verrat durch Gerolf und Segestes kein Zufall sein mochte. Sein Verdacht verdichtete sich, dass Gerolf und Germar von Anfang an, schon als Germar Armins Hochzeitsboten abging, mit dem Stierfürsten im Bunde standen. Jetzt ritt Gerolf mit den Römern, und Segestes wollte ihnen Thusnelda und Auja zum Geschenk machen. Wenn beide mit den Römern paktierten, lag der Schluss nahe, dass sie es auch miteinander taten.

Armin hatte den Eisenberg schon vor zwei Monden verlassen, um ebenfalls Bündnisse zu schließen. Er wollte die anderen Gaufürsten der Cherusker dafür gewinnen, sich dem Kampf gegen den Verräter Segestes anzuschließen. Mit ihrer geballten Macht musste die Erstürmung der Eisenburg einfach gelingen, sobald die Sommerwärme die Mäntel der Frostriesen schmelzen ließ. Befehlen konnte Armin den anderen Fürsten nichts, denn seine Macht als Herzog, den Cheruskerstamm gegen den Feind in die Schlacht zu führen, erstreckte sich nicht auf Zwistigkeiten innerhalb des Stammes, schon gar nicht auf solche, in die der Herzog selbst verwickelt war.

Armin hatte einen Teil der Hirschkrieger zurück zur Adlerburg geführt. So viele Männer, wie rund um die Eisenburg gelegen hatten, ließen sich nicht den ganzen Winter über versorgen.

Obwohl die Belagerer die umliegenden Siedlungen, deren Bewohner auf die Burg geflohen waren, bis auf den hintersten Winkel nach Nahrungsmitteln durchsucht hatten, gingen die Vorräte der Hiergebliebenen allmählich zur Neige, wie die dünne Suppe an diesem Morgen belegte. Die Jagdtruppen, die Thorag regelmäßig ausschickte, brachten kaum genug Beute für sich selbst mit. Das wusste der Donarfürst, aber er wollte seine Männer beschäftigen. Von den Römern hatte er gelernt, dass Müßiggang eine Armee ebenso besiegen konnte wie ein

übermächtiger Feind. Germanicus hatte diese Erfahrung bereits gemacht. Die Kunde von der Meuterei, die der Caesar nur mit Mühe niedergeschlagen hatte, war rechts des Rheins begierig aufgenommen worden.

Nach Armins Abmarsch befehligte Thorag die Donarsöhne und Hirschkrieger rund um die Eisenburg, insgesamt etwa zweitausend Mann. Segestes hielt ungefähr ebenso viele Krieger unter Waffen, hatte aber den Vorteil der Hügelfestung und wahrscheinlich auch den gefüllter Vorratshütten auf seiner Seite. Jetzt sah es so aus, als würde Thorag nicht mehr lange an der Spitze einer kampffähigen Truppe stehen.

Er blickte in die Runde und sagte: „Die Nächte sind kalt ohne den wärmenden Leib einer Frau. Ich weiß, wie hart es für euch ist, so lange von euren Weibern getrennt zu sein. Für mich ist es fast noch härter, denn Auja und Ragnar sind dort oben auf der Eisenburg stets vor meinen Augen – und doch unerreichbar. Ich weiß auch, wie wenig unser Essen einem Krieger würdig ist und ihn sättigt, denn ich teile es jeden Morgen und jeden Abend mit euch. Meine Familie wird von Segestes ebenso festgehalten wie Thusnelda, die Frau unseres Herzogs und meines Blutsbruders Armin. Deshalb ist mein Platz hier und wird es bleiben, an der Spitze tapferer Krieger oder ganz allein. Ihr alle habt euren Mut bewiesen und mehr. Ich danke euch und entbinde jeden, der zu den Seinen zurückkehren will, von der Gefolgschaftstreue.“ Thorag zeigte dann auf die dicke Matte aus Flechtwerk, die den Hütteneingang verschloss und die Männer davor bewahrte, im Eisatem der Frostriesen zu erfrieren. „Jeder, den es auf seinen Hof oder in seine Siedlung zieht, ist frei darin, diesen Ort zu verlassen. Geht, wann es euch beliebt, und niemand wird Übles darüber sagen!“

Der Wind, der schon seit geraumer Weile mit dunklem, an- und abschwellendem Brausen über das Land der Frostriesen strich und die hölzernen Hütten erzittern ließ, blies in diesem Augenblick mit gesammelter Kraft, riss die Matte aus den Haken und wirbelte sie durch die Hütte ins Feuer. Funken stieben auf, um sich in Kleidung und Haut der Männer zu fressen. Heiß brannte das Feuer und kalt das Eis, das vom tosenden Wind in winzigen Körnern hereingepeitscht wurde. Wenn die Eiskörner die ungeschützte Haut trafen, waren sie fast noch schmerzhafter als die Glut. Die Männer sprangen auf oder warfen sich nach hinten und zur Seite, bedeckten ihre Gesichter mit den Armen oder ihren Umhängen. Thorag, Thidrik und Ayko schafften es unter einiger Anstrengung, die Matte wieder fest zu verhaken.

Argast stand auf und musste sich bücken, weil die Hütte so niedrig war. „Das war ein deutliches Zeichen. Unser Schutzgott Donar, der Beherrscher des Wetters, hat zu uns gesprochen. Jetzt weiß jeder, was Donar davon hält, wenn wir unseren Fürsten, den Abkömmling des Gottes, verlassen. Feuer und Eis werden den verbrennen, der Thorag allein

vor der Eisenburg lässt. Ich kann nur für mich sprechen und deshalb sagen, dass wenigstens zwei Krieger hierbleiben, um den Verrat der Stiersippe zu bestrafen und die Ehre der Cherusker wiederherzustellen!“

„Du irrst, Argast“, sagte Thidrik. „Es sind drei.“

„Nein, vier“, meldete sich Ayko.

Einer nach dem anderen bekräftigten die Donarsöhne ihren Entschluss, nicht von der Seite ihres Fürsten zu weichen.

Argast nickte zufrieden. „Das sind die Donarsöhne, wie ich sie kenne. Du kannst es dir sparen, Fürst, von Hütte zu Hütte zu gehen. Überall wird die Entscheidung gleich ausfallen.“

Thorag fühlte sich erleichtert, die unverbrüchliche Treue seiner Krieger tat ihm gut. Er dankte Argast und den anderen.

Dann verließ er die Hütte, wie er es jeden Morgen tat, um zur Burg hinaufzuschauen. Er stellte sich vor, dass Auja und Ragnar auf den Wällen standen und zu ihm herabblickten. Natürlich standen sie dort nicht, aber allein der Gedanke half Thorag beim Kampf gegen den Schmerz in seiner Seele. Mit jeder Nacht, die verstrich, vermisste er seine Frau und seinen Sohn mehr, und mit jedem anbrechenden Tag wuchs die Sorge um die Seinen.

An diesem Morgen konnte Thorag die Burg nicht sehen. Hulda schickte mehr Eisfedern zur Menschenwelt herab als jemals zuvor. Der wild tobende Sturm riss die bereits zu Boden gefallenen Federn wieder hoch und wirbelte sie im unbändigen Tanz durch die Luft, so dicht, dass der Donarsohn selbst die Umrisse des nahen Berges nur schemenhaft wahrnahm, wie einen Schatten, der nicht am hellen Tag von Sunnas Strahlen, sondern nächtens vom bleichen Licht des Mondes erzeugt wurde. Auch die entfernteren Hütten des Wehrdorfes und die wintertoten Bäume mit den dicken, armlangen Eiszapfen, waren nur undeutlich zu sehen.

Thorag fror. Der Wind drang durch seinen Mantel aus Bärenfell und durch die Hosen aus dicker Wolle. Eine Kappe, ebenfalls aus dem Fell des Bären, saß auf seinem hellen Haar, und er hatte ein Tuch so vor das Gesicht gebunden, dass nur ein schmaler Schlitz für die Augen frei blieb. Ohne das Tuch hätte der Eissturm ihm den Atem verschlagen.

„O Donar“, flüsterte er. „Ahnherr meines Geschlechtes, Schutzgott meiner Sippe, du gabst meinen Kriegern Mut und Vertrauen, und dafür danke ich dir. Gib mir nun ein Zeichen, wie lange ich noch von Auja und Ragnar getrennt sein muss!“

Doch Donar schwieg, war genug damit beschäftigt, den Stiergau mit Sturmwinden zu überziehen. Als Thorag fühlte, dass seine Glieder steif wurden, wandte er sich enttäuscht ab und wollte in die Hütte zurückkehren.

Da sah er etwas, noch undeutlicher als den Eisenberg, einen vorbeihuschenden Schatten mit dem Aussehen eines Mannes. Es musste ein Geist sein, eine ruhelose Seele. Sie verschmolz fast mit dem weißen Land und bewegte sich seltsam gleitend und vollkommen lautlos. Der Schauer, der Thorag bei diesem Anblick überlief, rührte nicht von der Eiseskälte.

Die dünnen Zweige, viel zu wenige, verbrannten mit leisem Knacken. Das Herdfeuer, die einzige Lichtquelle in der kleinen Erdhütte, war so dürftig, dass der Haferbrei in dem Topf nicht richtig warm wurde, obwohl die Menge nicht groß war. Nicht groß genug, um die Mägen zweier Frauen und eines Kindes zu füllen.

Dreier Kinder, berichtigte sich die große, blonde Frau, die vor dem steinernen Herd kniete und sich durch das Verschieben der Kieferzweige bemühte, das Feuer irgendwie zu schüren. Der einzige Erfolg war aufsteigender Rauch, der in Thusneldas Augen biss und sie husten ließ.

Die ungeborenen Kinder wuchsen heran, wie die an Umfang zunehmenden Bäuche der beiden Frauen verrieten. Thusnelda war froh, dass wenigstens sie kaum Übelkeit und Schmerzen spürte. Auja dagegen litt mindestens für zwei.

Als Thusnelda das Klappern der Steingewichte hörte, wandte sie den Kopf um und sah Auja am Webstuhl. Thorags Gemahlin wollte der Schicksalsgefährtin zulächeln, aber der kaum zu unterdrückende Schmerz machte es zu einem ziemlich kläglichen Mienenspiel.

Ragnar hockte auf der Erdbank, die sich über drei Seiten der Hütte erstreckte und spielte mit den Holzstücken, aus denen er mit einem scharfen Steinsplitter die Umrisse von Kriegeren geschnitzt hatte.

„Ich habe Hunger!“, jammerte der Junge, als er Thusneldas Blick bemerkte.

„Der Haferbrei ist gleich fertig“, beschied Thusnelda.

„Schon wieder Haferbrei?“ Der Unwille über das Essen verzog Ragnars Gesicht, sodass die Sommersprossen tanzten. „Warum gibt’s nicht mal was anderes?“

„Weil wir nichts anderes haben“, wiederholte Thusnelda den schon oft gesagten Satz.

Auja warf ihrem Sohn einen strengen Blick zu. „Du weißt doch, wie es um uns steht, Ragnar. Du bist doch schon fast ein Krieger. Also benimm dich auch danach und sei vernünftig!“

„Ein guter Rat“, meinte Thusnelda und füllte eine Holzschale fast bis zum Rand mit dem Brei; sie bemühte sich, alles aus dem Eisentopf herauszukratzen. „Du solltest ihn auch beherzigen und dich wieder hinlegen, Auja. Du siehst schlecht aus.“

Auja bückte sich mit verbissenem Gesicht, hob das eiserne Webschwert auf und erwiderte trotzig: „Beim Arbeiten vergesse ich den Schmerz ein wenig – und auch den Kummer. Außerdem friere ich nicht so sehr, wenn ich mich bewege.“

Thusnelda steckte zwei eiserne Löffel in den Brei und stellte die Schale auf die mit Fellen bedeckte Erdbank. „Esst erst einmal. Der Brei wird euch wärmen, wenn er euch schon nicht sättigt.“

Auja blickte auf die Schale hinab und runzelte die Stirn. „Warum nur zwei Löffel?“

„Ich habe schon aus dem Topf gegessen“, erklärte Thusnelda.

„Wir haben keine Freunde hier, nur uns“, sagte Auja ernst. „Da sollten wir uns nicht anlügen.“

„Und wenn ich dir sagte, dass ich keinen Hunger habe?“

„Das würde ich auch für eine Lüge halten. Bei der kargen Nahrung, die dein Vater uns gewährt, musst du einfach Hunger haben. Manchmal denke ich, Segestes will uns in dieser zugigen Hütte eingehen lassen, am Hunger oder an der Kälte. Er hätte uns besser gleich ...“

Aujas Gesicht wurde schlagartig bleich. Mit einem Röcheln sank sie auf die Knie. Das Webschwert durchtrennte ein paar Kettfäden, bevor es aus ihrer Hand glitt. Auja klammerte sich an einen der beiden dicken Holzständer, in deren gegabelten oberen Enden der Tuchbaum lag.

Thusnelda sprang an ihre Seite und half ihr, sich auf die Erdbank zu legen. „Was ist mit dir?“

Auja konnte nicht antworten. Ein heftiges Zittern hatte ihren Körper überfallen, und ihre Zähne schlugen unentwegt aufeinander.

Ragnar starrte die Mutter erschrocken an, dann Thusnelda, und sein Blick wurde flehend.

„Hilf Mutter doch!“

„Das werde ich!“

Thusnelda legte alle verfügbaren Felle und Decken über die zitternde Frau, ging dann die vier Stufen aus festgestampftem Lehm hoch und rüttelte an der verschlossenen Holzbohlentür. Sie wusste, dass zwei junge Stierkrieger dort draußen Wache hielten. Jedes Mal, wenn die Tür geöffnet wurde, um den Gefangenen Nahrung und Feuerholz zu bringen, um den Fortgang ihrer Webarbeit zu überprüfen und um die Eimer mit ihren Ausscheidungen zu entleeren, sah sie zwei Jungmänner vor dem Eingang stehen und neugierig zu den gefangenen Frauen hereinlinsen, von denen eine die Tochter ihres Fürsten war.

„Macht auf!“, schrie Thusnelda wütend, als sich nichts tat. „Öffnet endlich! Ich, Thusnelda, befehle es euch!“

Sie rief noch mehrmals und belegte die Wachtposten mit üblen Verwünschungen, bis endlich eine junge, kratzige Stimme antwortete: „Schrei nicht weiter, es hat keinen Sinn! Du weißt, dass wir dir nicht öffnen und auch nicht mit dir sprechen dürfen.“



Thusnelda rief weiter und riss an der Tür, bis ihre Finger blutig und mit Holzsplittern gespickt waren. Aber die Tür hielt, und die Wächter schwiegen. Sie fühlte sich plötzlich kraftlos und sank auf der Türschwelle zu Boden. Aus ihrem Schreien wurde ein Schluchzen, ganz leise: „Vater, warum tust du mir das an?“

Ihr Blick kreuzte den Ragnars. Eben noch hatte Hoffnung in dem Kindergesicht gelegen. Jetzt wurden die klaren Augen trüb und feucht, aber der Fürstensonnh unterdrückte die Tränen.

„Du hast recht“, sagte Thusnelda leise und zog sich an der Tür hoch. „Armins Frau weint nicht, genauso wenig wie Thorags Sohn.“

Sie blickte sich suchend um, ging dann zum Webstuhl und hob das Webschwert auf. Wie vieles auf der Burg war es aus dem Eisen, das es hier so reichlich gab. Vielleicht hatte der für seine Kunst berühmte Frowin es selbst geschmiedet. Es lag schwer in der Hand, aber doch nicht zu schwer für eine Frau. Außerdem war Thusnelda, wie alle Mitglieder ihrer Familie, groß und stark; ihre hohe Gestalt überragte so manchen Krieger.

Mit dem Schwert in der Rechten kehrten sie zum Eingang zurück, fasste den hölzernen Griff mit beiden Händen und hieb auf die Tür ein, immer und immer wieder. Die Bohlen erzitterten. Das Eisenblatt des Webschwertes verbog sich zwar allmählich, aber mit jedem Schlag fielen dicke Holzspäne von der Tür.

„He, was soll das?“, fragte erschrocken der stimmbrüchige Jungkrieger, der eben schon mit Thusnelda gesprochen hatte. „Hör auf damit!“

Die junge Frau antwortete nicht und hörte nicht auf, die Tür mit dem Webschwert zu bearbeiten, dessen Blatt jetzt nicht mehr gerade, sondern wellenförmig verlief. Thusnelda hielt erst inne, als sie von draußen das Schaben des schweren Eisenriegels hörte.

Die Tür wurde aufgezogen. Starker Wind trieb kleine, beißende Eisfedern herein. Unwillkürlich schloss Thusnelda die Augen. Als sie sie wieder öffnete, sah sie die schwächliche Gestalt eines jungen, dick verummten Mannes, der sie mit seiner Felle bedrohte.

„Leg das Schwert weg!“, krächte er. „Geh wieder nach unten und sei endlich still!“

Sein Gesicht war so mit wollenen Tüchern verhüllt, dass nur die Oberlippe, die Nase und die Augen frei blieben. Die Lider flatterten über unruhigen Augen, in denen Thusnelda Unsicherheit las. Unsicherheit war eine Schwäche, und eine Schwäche musste sie ausnutzen.

„Ich will mit meinem Vater sprechen!“, sagte sie mit fester Stimme und versenkte ihren Blick in den Augen des Jünglings.

Der junge Stiermann hielt dem Blick nicht lange stand und erwiderte stockend: „Ich ... ich kann dich nicht zu ihm lassen. Du weißt doch, Thusnelda, dass du die Hütte nicht verlassen darfst!“

„Dann hole Segestes her!“

„Das darf ich auch nicht.“

„Wenn du nicht tust, was ich will, tu ich auch nicht, was du verlangst!“

Als Thusnelda das verbogene Webschwert hob, stieß die Framenklinge in ihre Richtung.

Die Frau wich keinen Schritt zurück, sondern fragte: „Hat mein Vater dich ermächtigt, mich zu töten?“

„Wenn du fliehen willst, ja!“

„Aber ich will doch gar nicht fliehen.“ Bewusst legte Thusnelda leichten Spott in ihre Stimme und in ihren Blick. „Oder hast du gesehen, dass ich auch nur einen Fuß über die Schwelle gesetzt habe?“

„N-Nein ... aber du hast auf die Tür eingeschlagen!“

„Ich habe nicht versucht, die Hütte zu verlassen. Ich will nur mit meinem Vater sprechen.“

Thusnelda sah dem Jüngling an, wie schwer es ihm fiel, eine Entscheidung zu treffen. Schließlich senkte er die Frame und sagte zu dem anderen Wächter, der sich zum Schutz gegen den Eissturm so dicht an die Hütte gestellt hatte, dass die Frau nur den Arm mit der Frame sah: „Hol Segestes!“

„Aber ...“ versuchte der andere, dessen Stimme noch heller war, zu widersprechen.

„Geh ihn holen, Ibbo! Eher haben wir keine Ruhe.“

Mit einem unzufriedenen Grunzen löste sich Ibbo von der Hütte und tauchte, ehe Thusnelda ihn noch richtig sehen konnte, in das Schneegestöber ein.

„Du solltest froh sein, dass du in der Hütte bist und nicht hier draußen stehen musst!“, sagte der Stimmbrüchige. „Ich wäre lieber da drin.“

„Dann lass uns tauschen“, sagte Thusnelda mit einem verschwörerischen Augenaufschlag, während sie das Frösteln unterdrückte, dass sie angesichts des eisigen Windes befallen wollte.

„Das geht doch nicht“, antwortete der Jungkrieger in einem Tonfall, als habe Thusnelda es ernst gemeint.

„Wenn euch beiden da draußen zu kalt ist, dürft ihr jederzeit hereinkommen“, fuhr Thusnelda im unbefangenen Plauderton fort. „Wir freuen uns immer über ein wenig Abwechslung. Wie heißt du eigentlich?“

„Eilmar.“

„Hast du dir schon eine Frau erkoren, Eilmar?“

Für einen Augenblick nahm das glatte Jünglingsgesicht einen verträumten Ausdruck an. Dann trat Argwohn in seinen Blick. „Warum fragst du mich das?“

„Ich möchte mich nur ein wenig mit dir unterhalten. Es ist so einsam in der Hütte.“

Und ich will ein wenig mehr über meine Bewacher erfahren, dachte Thusnelda. Es kann Auja und mir nur nützen.

Eilmar schüttelte den dick eingewickelten Kopf. „Ich darf mich nicht mit dir unterhalten, Thusnelda. Segestes hat es verboten.“

„Aber du tust es doch schon die ganze Zeit.“

Der Jungkrieger wirkte erschrocken. „Wirst du es Segestes verraten?“

„Nicht, wenn du mir einen Gefallen tust.“

„Welchen?“

„Sag mir den Namen des Mädchens, dem dein Herz gehört!“

„Es ... es ist Wilka, die Tochter des Bauern Wilko. Warum willst du das wissen?“

„Wenn du das nächste Mal nicht auf unser Bitten hörst, Eilmar, denke an deine Wilka und daran, wie sie sich hier drinnen fühlen würde!“

Eilmars Züge offenbarten Betroffenheit, die sich in Erschrecken verwandelte, als ein großer Schatten über den Jüngling fiel. Der Schatten gehörte dem hünenhaften Stierfürsten, den Ibbo herbeigeführt hatte. Das Schneegestöber hatte die beiden verborgen, und das Brausen des Windes hatte ihre Schritte verschluckt.

Ein Bärenfell lag um die Schultern des Fürsten, doch trotz des Eissturms trug er keine Kopfbedeckung. Sein langes Blondhaar wehte wie ein römisches Feldzeichen im Wind, und glitzernde Kristalle klebten in den dünnen Strähnen. Sein Gesicht wirkte selbst wie Eis, als er in den Eingang der Webhütte trat. Und auch seine Stimme, als er fragte: „Du wolltest mich sprechen, warum?“

„Ich möchte dich fragen, was du mit uns vorhast, Vater. Seit vielen Monden hältst du uns hier gefangen.“ Thusnelda zeigte auf die Frau, die sich stöhnend auf der Erdbank hin und her wälzte. „Auja geht es sehr schlecht. Wir haben kaum genug Holz für das Feuer und sicher zu wenig Nahrung.“ Ihr Blick fiel auf den Webstuhl. „Und für das Wenige müssen wir auch noch schufteln, als wären wir Schalke und nicht Tochter und Frauen von Fürsten.“

„Das seid ihr auch nicht.“ Die Stimme des Stierfürsten klang kalt, nur das Feuer in den dunklen Augen verriet seine Erregung. „Armin und Thorag sind Frauenräuber und Verräter, ich betrachte sie nicht mehr als Fürsten der Cherusker. Und dich betrachte ich nicht länger als meine Tochter!“

„Wie kannst du so etwas sagen?“

„Du hast geduldet, dass Armin mich gefangen hielt. Du hast an seiner Seite gelebt, ohne mit ihm verheiratet zu sein. Du hast gewusst, dass das gegen meinen Willen geschieht und dass du dadurch die Stiersippe entehrst. Brauchst du noch mehr Antworten?“ Seine erst ruhige Stimme war immer lauter geworden, zuletzt klang sie wie Donnerhall.

„Nicht, was das betrifft. Aber sag mir wenigstens, welches Schicksal du uns zgedacht hast.“ Die aufgewühlten Züge des Fürsten gefroren wieder. „Nicht ich werde über euer Schicksal entscheiden, sondern die Römer. Gibt es sonst noch was?“

„Ja, die Nahrung und das Feuerholz.“

„Armin und Thorag belagern die Eisenburg. Wir wissen nicht, wann die Frostriesen das Cheruskerland verlassen, und müssen mit den Vorräten haushalten. Überall knurren die Mägen und brennen die Feuer niedrig. Das Vieh frisst schon getrocknetes Laub. Ihr werdet genug erhalten, um zu überleben, solange genug für alle da ist. Und wie alle anderen werdet ihr dafür arbeiten.“

Thusnelda verbarg ihre Enttäuschung und hob das zerbogene Eisen. „Dann sorg dafür, dass wir ein neues Webschwert erhalten. Dies hier war von schlechter Güte.“

Segestes wandte sich an Eilmar und Ibbo: „Besorgt ein neues Schwert!“ Der Fürst blickte auf die beschädigte Tür. „Und haltet Frieden in der Hütte!“

Eilmar seufzte: „Aber wie sollen wir das machen?“

„Ihr wollt doch Krieger sein und gegen unsere Feinde kämpfen“, polterte Segestes. „Da werdet ihr doch wohl mit zwei Frauen und einem Kind fertig werden. Ich habe jetzt wirklich Wichtigeres zu tun!“

Er wandte sich ab und stapfte davon. Die kleine Erdhütte verschwand bald hinter einem wirbelnden Vorhang aus Eis und Schnee. Der Stierfürst stemmte sich gegen den Wind und ging zu den westlichen Wällen, wo die anderen schon auf ihn warteten. Alle waren dick verhummt.

Der Schmied Frowin und der Schreiner Ender knieten im Schnee und überprüften, ob die seltsamen Bretter, die sie zusammen angefertigt hatten, richtig an den Füßen der Boten befestigt waren. Die schmalen Schneebretter, wie Frowin sie nannte, waren länger als der Körper eines großen Mannes. Nach oben und dann wieder nach vorn gebogen, wirkten die Spitzen wie Schlangenköpfe auf der Suche nach Beute. Lederriemen hielten die Bretter an den Füßen der fünfzehn Männer.

Segimer blickte seinem älteren Bruder Segestes missmutig entgegen und brummte: „Dies ist kein Wetter, um sein Haus zu verlassen, wenn man es überhaupt ein Wetter nennen kann.“

„Eben deshalb haben wir uns hier versammelt“, versetzte Segestes. „Jeder unserer Boten wurde von den Belagerern abgefangen. Aber der Sturm behindert die Sicht so stark, dass Segimund und die Seinen gute Aussichten haben. Du solltest dich nicht beklagen, Bruder, kannst du doch bald wieder an dein wärmendes Feuer gehen. Diese fünfzehn hier aber werden viele Nächte und Tage dem Wind und der Kälte ausgesetzt sein. Freu dich lieber, dass ich meinen Sohn für diesen wichtigen Auftrag ausgewählt habe und nicht meinen Bruder oder seinen Sohn!“ Segestes warf einen strengen Blick auf Segimer und den neben ihm stehenden Sesithar. „Ihr beide habt ebenfalls allen Grund, bei den Römern Verzeihung für euer Verhalten gegen Varus zu erflehen!“

Segimer und Sesithar hatten damals mit Armin gekämpft. Und auch Segestes' eigener Sohn Segimund hatte die Priesterbinden zerrissen und den Ubiertar verlassen, um zu den Waffen zu eilen. Ganz bewusst sandte Segestes seinen Sohn als Boten zu den Römern. Indem er Segimunds Leben in die Hände von Caesar Germanicus legte, wollte Segestes dem Imperator seine Aufrichtigkeit und seine Bedauern über das beweisen, was sich im Teutoburger Wald ereignet hatte.

Segimund war wenig begeistert über diese Entscheidung und versuchte ein letztes Mal, sie abzuwenden. Ernst blickte er seinen Vater an und brüllte gegen den heulenden Wind: „Bei diesem Wetter werden wir es schwer haben durchzukommen. Wir konnten mit den Schneebrettern nur auf der Burg üben. Aber die Hänge hinunter ist es etwas ganz anderes, und dann noch dieser Sturm! Wer steht dafür ein, dass die Bretter uns wirklich so tragen, wie es Frowin sagt? Wären einfache Schneeschuhe nicht besser?“ Segimund wies auf die geflochtenen Schneeschuhe, die er, wie jeder seiner Männer, zusammen mit Verpflegung und Waffen auf den Rücken geschnallt hatte.

„Die Schneeschuhe sind für den Notfall gedacht“, erwiderte Segestes. „Die Bretter tragen euch viel schneller. Würdet ihr auf Schneeschuhen gehen, wäret ihr erfroren, ehe ihr überhaupt in die Nähe des Rheins kommt.“

Segimund schluckte, enttäuscht über die Unnachgiebigkeit des Vaters. „Aber sind diese Bretter so gut, wie Frowin sagt? Wieso kennt sich ein Eisenschmied mit hölzernen Schneebrettern aus?“

Segestes blickte den graubärtigen Schmied an, und Frowin erklärte: „Als ich die Schmiedekunst erlernte, führte mich die Wanderschaft zu den Stämmen des Nordens, deren Land noch viel länger unter den Mänteln der Frostriesen begraben liegt als unseres. Die Nordmänner benutzen diese Schneebretter, um sich während des Winters rasch

fortzubewegen. Nach meinen Angaben fertigte Ender die Bretter an, ich selbst habe mir die Stahlkanten ausgedacht, damit die Bretter nicht so leicht ihre Spur verlassen.“

Segimund schüttelte seinen Kopf. „Ich weiß nicht recht. Hätten die Götter gewollt, dass wir uns auf Brettern fortbewegen, hätten sie uns welche wachsen lassen.“

Segestes lachte hart, ohne wirkliche Erheiterung. „Und hätten sie gewollt, dass wir reiten, hätten sie jedem Mann vier Hufe gegeben, was? Vergiss nicht, Segimund, dass der Wintergott Uller selbst auf Schneebrettern zur Jagd geht.“ Der Fürst trat an seinen Sohn heran und fügte leise hinzu: „Winde dich nicht länger wie die Schlange in der Astgabel! Oder soll man den Sohn des Fürsten Segestes der Feigheit zeihen?“

Segimund sah ein, dass er den Vater nicht von dem einmal gefassten Plan abbringen konnte. Er musste es wagen und hoffen, dass er es überlebte.

„Es ist alles bereit“, verkündete Frowin, nachdem er auch die letzte Lederbindung überprüft hatte. Zu Segimunds Männern sagte er: „Vergesst nicht, den roten Fahnen zu folgen. Wenn ihr zwischen ihnen hindurchfahrt, kommt ihr auf einen gut befahrbaren Hang und vor allem auf einen Weg, der zwischen Armins Wehrdörfern hindurchführt, sodass die Belagerer euch nicht sehen können, falls sie sich bei diesem Sturm nicht sowieso alle in die Hütten verkrochen haben.“

Segestes legte die Hände auf Segimunds Schultern. „Ich wünsche dir Glück, Sohn. Du wirst es schaffen und die Römer herbringen. Die Befragung der Runen ist günstig für das Unternehmen ausgefallen.“ Der Fürst reckte die ausgebreiteten Arme in den Wind und rief: „Uller, Gott des Winters, Sohn der goldhaarigen Sippia und Stiefsohn des Wettergottes Donar, führe Segimund und die Seinen sicher zu ihrem Ziel!“

Die kleine Versammlung rief immer wieder Ullers Namen, während die fünfzehn auserwählten Männer aufbrachen. Jeder stieß sich mit seiner langen, unten rechtwinklig gebogenen Eisenstange ab und nahm langsam Geschwindigkeit auf. Segimund war der erste, der zwischen den Wällen hindurchglitt und dann auf die tief in den Schnee gerammten Holzstangen mit den großen Tüchern zusteuerte. Die Tücher flatterten heftig im Wind, und das kräftige Rot des Himbeersaftes, mit dem sie gefärbt waren, leuchtete sogar im dichten Schneegestöber.

Segestes wandte sich an Frowin und raunte: „Du solltest ganz besonders hoffen, dass Uller mit Segimund ist. Ich hätte nicht wenig Lust, den Mann, der die Befreier Armins auf die Eisenburg geführt hat, den Göttern zu opfern, um sie dem Gelingen dieses Unternehmens gnädig zu stimmen!“

„Du weißt, ich konnte nicht anders, Fürst. Thorag hatte Wiberta in seiner Gewa...“

„Du hast Wiberta gerettet und uns dafür dieser Belagerung ausgesetzt“, schnarrte Segestes. „Wäre Armin noch in unserer Gewalt, hätten seine Leute längst jeden Mut verloren. Glück für dich, dass du ein so guter Schmied bist und dass die Stiermänner jetzt besonders viele Waffen benötigen!“

Frowin hielt es für besser zu schweigen. Er tauschte einen kurzen Blick mit dem jungen Mann, der sich gerade vom Wall abstieß, leicht in die Hocke ging und auf seinen beiden Brettern den roten Fahnen entgegenglitt. Es war Nantwin, sein Schwiegersohn. Segestes hatte angeordnet, dass Nantwin den Trupp begleitete, um die Schnee bretter auszubessern, sollten sie Schaden nehmen. Aber sicher war es auch eine Art Rache an Frowin.

Auch Segestes schwieg jetzt und blickte den Männern auf den Schnee brettern nach. Er konnte Segimund nur noch umrisshaft sehen. Sein Sohn war bereits sehr schnell und wurde eins mit dem Schneetreiben.

Als die Stöcke mit den roten Fahnen verschwanden, wusste Segimund, dass der Nordhang erreicht war. Nun musste er die Richtung einhalten, um zwischen Armins Wehrdörfern hindurchzufahren. Aber das war nicht leicht, denn der dichte Schneefall machte jede Orientierung unmöglich. Der Sohn des Stierfürsten hatte schon genug damit zu tun, plötzlich auftauchenden Felsen und Bäumen auszuweichen. Dann ging es um wenige Augenblicke, die über Leben oder Tod entschieden. Er verlagerte sein Gewicht und gebrauchte die Schneestange, um den Brettern eine andere Richtung zu geben.

Nicht alle waren damit so erfolgreich wie der Anführer. Einmal hörte er ein Geräusch zur Linken, flüchtig nur, wie ein Schrei im Wind. Mehr als einen kurzen Blick konnte er nicht nach links werfen, wollte er nicht den Tod riskieren. Aber es genügte. Er sah einen der Gefährten, ohne ihn zu erkennen. Der Mann war, anscheinend in voller Fahrt, auf einen hüfthohen Felsen geprallt. Jetzt wirbelte der Unglückliche durch den Schnee.

Segimund sah schon wieder nach vorn. Er konnte dem anderen nicht helfen, niemand konnte es. Die Geschwindigkeit hier auf dem Hang war zu hoch zum Anhalten. Es würde lange dauern, bis er stand, und noch länger, bis er den anderen gefunden hatte. Sein Auftrag war Segimund wichtiger – und sein eigenes Leben auch. Wer immer der Mann war, er hatte nur zwei Möglichkeiten, wenn er das Unglück nicht wider Erwarten heil überstand: Entweder er brach sich bei dem Sturz das Genick und starb schnell, oder er würde elendig erfrieren.

Mehr als einmal wünschte er sich auf dieser Fahrt, damals nicht die Uwierstadt mit ihren festen, windgeschützten Häusern und den warmen Bädern verlassen zu haben. Schuld daran war nur dieser verfluchte Armin, der alle Männer der freien Stämme zu den Waffen rief, um für die Freiheit zu kämpfen. Zu spät hatte Segimund gemerkt, dass der Kampf der

Machtvergrößerung des Cheruskerherzogs mindestens ebenso diene wie dem Erhalt der Freiheit.

Segimund schlug sich auf die Seite seines Vaters, denn wenn schon eine Cheruskersippe über die anderen Sippen herrschte, sollten es die Stiermänner sein. Und Segimund, der eines Tages, wie er hoffte, an seines Vaters Stelle treten würde.

Falls er dies hier überlebte!

Plötzlich begriff er, warum er vor sich weder Bäume noch Felsen sah ...

Ein Abhang!

Er beugte das rechte Bein und streckte das linke aus, wie Frowin es ihm beigebracht hatte. Gleichzeitig stieß er die Stange links in den harten Schnee. Gerade noch rechtzeitig fuhr er einen engen Bogen, der ihn am Rand des Abgrunds vorbeiführte.

Einer seiner Begleiter schaffte es nicht mehr. Kurz sah es so aus, als fliege er durch die Luft wie einer von Wodans Raben. Aber all sein Rudern und Strampeln half ihm nichts. Die Gestalt verschwand im Abgrund, und das Schneetreiben bedeckte sie gnädig.

War noch mehr Männern etwas zugestoßen? Unten am Hang versammelten sich nur noch acht um Segimund.

„Vielleicht haben einige bloß die Richtung verloren und treffen noch auf uns“, schlug der junge Nantwin vor.

„Mag sein“, erwiderte Segimund. „Aber darauf können wir nicht warten. Weiter!“

Die Stangen stießen in den Schnee und trieben die Männer voran. Es war weniger gefährlich als auf dem Hang, aber auch weitaus mühsamer. Trotz der Kälte gerieten die Stiermänner bald in Schweiß.

Immer wieder warf Segimund einen Blick über die Schulter, wo sich der Eisenberg jedes Mal undeutlicher abzeichnete. Und jedes Mal fiel es dem Fürstensohn schwerer, die Richtung zu bestimmen. Das Schneetreiben wurde noch dichter, und der Eisenberg verschwand fast darin.

Dass er vom geplanten Weg abgekommen war, merkte Segimund zu spät. Rings um ihn und seine Männer erhoben sich die Hütten eines Wehrdorfes. Segimund stieß einen Fluch aus und trieb seine Männer zur Eile an. Sie konnten nur hoffen, dass Armins Männer sie nicht bemerkten.

Der Donarsohn sah nicht nur eine geisterhafte Gestalt, sondern mehrere! Links und rechts von Thorag durcheilten sie lautlos das Wehrdorf und kamen trotz des heftigen Sturmes rasch voran. War es Wodans wilde Schar?

Aber es waren keine Reiter. Sie schienen nicht einmal zu laufen. Sie standen einfach im Schnee, und der Wind trieb sie voran. Also doch Geister, Mahre?



Thorag überwand die Beklemmung, die ihn befallen wollte. Er zog das Schwert aus der Scheide und stapfte nach rechts, wo er einen der Schatten herankommen sah.

Es war ein Mensch!

Er stand auf Brettern und bewegte sich auf seltsame Art vorwärts, ohne seine Beine zu benutzen, indem er mit einer langen Stange in den Schnee stieß.

Als er den Donarsohn erblickte, wollte der Fremde die Richtung ändern. Zu hastig, er geriet ins Taumeln und wäre fast gestürzt. Die Zeit genügte Thorag, um mit den längsten Sätzen, die der hohe Schnee erlaubte, zu dem dick Vermummten zu kommen.

Dabei bemerkte Thorag das große Gepäck auf dem Rücken des anderen. Schneeschuhe und ein Schwertgriff lugten hervor. Was der Donarsohn nur geahnt hatte, wurde jetzt gewiss: Die Stiermänner wollten durchbrechen!

Der Fremde, dessen Gesicht zum Schutz gegen den Eiswind verhüllt war, floh zu einer eisverkrusteten Baumgruppe, um im Schutz der großen Eichen und Buchen zu verschwinden. Thorag setzte ihm nach, zog im Laufen den Dolch und warf ihn. Die Klinge bohrte sich in ein Bein des anderen und brachte ihn unter den ersten Bäumen zu Fall.

Der Donarsohn näherte sich ihm in ungelungenen Sprüngen und wunderte sich, dass der andere nicht wieder auf die Beine kam. So schlimm konnte die Dolchwunde doch nicht sein. Dann wurde ihm klar, dass die Füße des Fremden derart mit den langen Brettern verbunden waren, dass er sie nicht herausziehen und nicht einfach aufstehen konnte. Ein Brett war zerbrochen, das andere zeigte mit der gebogenen Spitze in den Himmel.

Die Tücher waren vom Gesicht des Verwundeten gerutscht. Es war ein junges Gesicht, und Thorag kannte es. Seine Gedanken wanderten zurück zu dem Morgen, an dem er Armin von der Eisenburg geholt hatte.

„Nantwin!“

Der Schwiegersohn des Eisenschmiedes Frowin starrte Thorag voller Hass an und schlug mit der Eisenstange nach ihm.

Thorag sprang zur Seite und griff sofort wieder an, indem er den von Frowin geschmiedeten Stahl gegen Nantwin führte. Vielleicht hatte der junge Stiermann sogar bei der Herstellung des Schwertes mitgeholfen.

Nantwin riss mit beiden Händen die Eisenstange hoch und fing den Schlag ab. Funken sprühten. Die Stange verbog sich, das Schwert blieb heil.

„Elender Donarsohn!“, keuchte Nantwin und warf das verbogene Eisen.

Thorag duckte sich. Das Eisen flog über seinen Kopf hinweg und schlug gegen den mächtigen Eichenstamm in seinem Rücken.

Als er das Knistern und Knacken hörte, handelte Thorag instinktiv und lief von der Eiche fort. Nantwin sah ihm verwundert nach. Die Verwunderung verwandelte sich in Erschrecken, als die gewaltigen Eiszapfen, die sich von der Eiche gelöst hatten, rings um ihn einschlugen.

Thorag hörte einen gellenden Schrei, aber Schnee und Eis verschleierten das Geschehen. Als wieder Ruhe eingekehrt war, lag Nantwin mit dem Rücken im Schnee. Einer der größten Eiszapfen hatte seinen Bauch durchschlagen. Nantwins Blut färbte den weißen Mantel der Frostriesen rot.

Thorag trat heran und stellte fest, dass der Stiermann noch lebte. Aber sein Atem ging flach, und die Wunde war groß, tödlich groß.

Das Zucken um Nantwins Mundwinkel sollte wohl eine Art Lächeln sein. Er wollte etwas sagen, konnte aber nur noch röcheln: „Uller ... nicht mit mir ... du ... zu spät ... Segimund ... vor mir ...“ Sein Blick wurde starr, und sein Kopf fiel zur Seite.

Thorag ließ ihn liegen und hastete zurück zu den Hütten. Er hatte genug gehört.

Segimund!

Wenn Segestes das Leben seines Sohnes aufs Spiel setzte, musste es sich um etwas Wichtiges handeln. Natürlich, in der Richtung, die die Männer auf den Brettern eingeschlagen hatten, lag der Rhein, und am Rhein saßen die Römer!

Thorag eilte von Hütte zu Hütte und rief die Männer heraus. Sie scharten sich um ihn und hörten sich staunend an, was geschehen war.

„Wir müssen ihnen nach und sie daran hindern, von den Römern Verstärkung zu holen!“, erklärte Thorag. „Die Spuren der Bretter sind im Schnee deutlich zu sehen. Auf die Pferde!“

„Unsere Tiere werden in dem hohen Schnee nicht weit kommen“, wandte Thidrik ein.

„Du hast recht“, nickte Thorag. „Wir nehmen die Schneeschuhe!“

Aber auf Schneeschuhen waren die Donarsöhne bei Weitem nicht so schnell wie Segimunds Männer auf ihren Brettern. Als Nott nahte und der frische Schnee die Spuren der Stiermänner verdeckt hatte, kehrten die Suchtrupps ermattet und enttäuscht in ihre Wehrdörfer zurück.

Thorag fühlte sich wie nach einer blutigen, verlorenen Schlacht. Er wusste, dass alles jetzt noch schwerer werden würde. Auja und Ragnar waren noch weiter von ihm entfernt als zuvor. Der eisige Atem der Frostriesen blies über das Land, und Thorags Herz fror.